

HEYNE <

Zum Buch

Afrika: dunkel, lockend und Mitte des 19. Jahrhunderts eine unbekannte und gefährliche Welt. Nach einer unglücklichen Affäre begleitet die unangepasste Catherine le Roux kurz entschlossen ihren Vater auf einer Forschungsreise ins schwarze Herz Afrikas. Als der Vater qualvoll an einer unbekanntem Krankheit stirbt, ist sie völlig auf sich allein gestellt. Dennoch kommt eine Rückkehr nach Deutschland für sie nicht in Frage. In Kapstadt begegnet sie dem deutschstämmigen Farmer Johann Steinach, zu dem sie sich sehr hingezogen fühlt. Und die Situation lässt beiden keine Wahl. Johann braucht für seine Farm »Inqaba« im fernen Zululand eine Frau, und Catherines Wunsch, in Afrika zu bleiben, ist noch stärker als ihr Widerwille sich zu binden. Nachdem Johann ihr ein leuchtendes Bild von seinem Besitz in den grünen Hügeln Zululands malt, willigt sie ein, ihn zu heiraten. Sie machen sich auf den Weg ins Landesinnere nach »Inqaba«. Unter flirrendem Licht ziehen sie über endlose Ebenen, vorbei an grasenden Wildtieren, durch grüne Täler und über buschbewachsene Hügel, trinken das klare Wasser der Flüsse und träumen nachts unter funkelnden Sternen. Catherine ahnt nicht, was sie auf »Inqaba« erwartet, und sie ahnt nicht, dass sich Konstantin von Bernitt, ihr heimlicher Geliebter, ganz in ihrer Nähe befindet.

Die Schlange im Paradies regt sich und züngelt, sie wittert Beute ...

Zur Autorin

Stefanie Gercke wurde als erste Weiße auf einer kleinen Insel des Bijagós-Archipels vor Guinea-Bissau, Westafrika, geboren. Nach Jugendjahren in Deutschland wanderte sie mit zwanzig nach Südafrika aus. Politische Gründe zwangen sie Ende der Siebzigerjahre zur Ausreise und erst unter der Regierung Nelson Mandelas konnte sie zurückkehren. Sie liebt ihre regelmäßigen kleinen Fluchten in die südafrikanische Provinz Natal und lebt ansonsten mit ihrer großen Familie bei Hamburg.

Außerdem lieferbar:

Feuerwind

STEFANIE GERCKE

Schatten im Wasser

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier München Super
für Taschenbücher aus dem Heyne Verlag
liefert Mochenwangen Papier.

3. Auflage
Vollständige Taschenbuckerstausgabe 01/2006
Copyright © 2004 by Stefanie Gercke
Copyright © dieser Ausgabe 2006 by
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co.KG, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:
Eisele Grafik Design, München, unter Verwendung der Fotos
von Art Wolfe/Getty Images und Annie Griffith Belt/
National Geographic
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2007
ISBN: 978-3-453-47024-8

<http://www.heyne.de>

DER ANFANG

Der Mann am Ruder des Schoners richtete seinen Kurs auf einen Fixstern aus, summte dabei munter vor sich hin und dachte an seine Frau und die Kinder in Deutschland, träumte davon, sie wenigstens im nächsten Jahr wiederzusehen. Die zarten Wolkenschleier, die jetzt hinter ihm von Süden aufzogen und sich zu violett-schwarzen Sturmwolken verdichteten, sah er nicht.

Der Wind an dieser verführerisch schönen Küste war ein tückischer Geselle. In dieser Nacht im November 1844 kam er aus dem glühenden Norden Moçambiques, strich um das Schiff herum, versetzte ihm einen spielerischen Stoß und rüttelte frech an der Takelage, ehe er sich duckte und eine Verschnaufpause einlegte. Das Ruder bockte unter den Händen des Steuermanns. Argwöhnisch spähte er vor sich in die mondlose Finsternis. Doch keine Wolke verdeckte den funkelnden Sternenhimmel, und das Meer atmete leise. Der Mann entspannte sich und korrigierte seinen Kurs ein wenig. Geräuschlos glitt das Schiff dahin. Alles war ruhig. Die Stunden bis zum Tagesanbruch versprachen friedlich zu werden.

Nun regte der Wind sich wieder, hüpfte übers Wasser, schlug ein paar sahnige Schaumköpfe, während er die Küste nach Süden hinunterfegte, und legte sich hinter dem Wolkenberg auf die Lauer. Er atmete tief ein und pumpte sich auf. Von Minute zu Minute gewann er an Kraft, und dann machte er sich auf den Weg. Mit furioser Stärke stürmte er übers Meer und warf sich auf das Schiff. Die Segel blähten sich mit einem Knall, der Schoner legte sich hart backbords, und dem Steuermann lief jählings das Ruder aus der Hand. Er fluchte und griff nach, konnte es aber nicht halten. Das Schiff torkelte, und unter Deck wurde Johann Steinach, der Kapitän, gegen die Wand seiner Kojе geworfen.

Er sprang von der Seegrasmattatze, bevor er richtig wach war, und Sekunden später stand er neben seinem Rudergänger und

stemmte sich mit ihm gegen das Rad, wobei auch er einen stetigen Strom heftigster Flüche von virtuoser Farbigkeit ausstieß.

Schwerfällig reagierte der Segler und schwang langsam wieder auf Kurs. Der Rest der Mannschaft, sechs verwegene aussehende Burschen, polterte den Niedergang hoch.

»Hängt euch ans Ruder«, brüllte Johann Steinach die beiden größten an. Sie gehorchten, und mit ihrem Gewicht gelang es ihm, das Ruder herumzuwuchten und Kurs aufs offene Meer zu nehmen. Er atmete durch. Seine größte Angst war, in die starke Strömung zu geraten, die direkt unter Land nach Norden lief, und auf die berühmten Unterwasserriffe Natal's gedrückt zu werden.

»Alles sturmklar machen, refft die Segel!«, befahl er, und die vier übrigen Männer schwärmten aus.

Doch so schnell, wie er es noch nie vorher erlebt hatte, blies sich der Wind zur Orkanstärke auf. Die Wellen wurden steiler und gewaltig, sie warfen das Schiff herum wie eine Nusschale. Sein Schreien und Ächzen trafen Johann Steinach ins Herz, aber blankes Entsetzen überfiel ihn, als er die Riesenfaust der mächtigen Nordströmung spürte, die den Segler mit rasender Geschwindigkeit mit sich zog. Böen, härter als Hammerschläge, trafen es und trieben es immer näher an die steinerne Barriere. Zusammen mit dem Steuermann kämpfte er wie ein Berserker. Sein Schiff war alles, was er in diesem Leben sein Eigen nannte.

Der Orkan heulte auf und knickte den Hauptmast wie einen dürren Zweig. Der krachte aufs Deck, zerstörte das Ruder und schleuderte den Steuermann und die beiden Matrosen, die sich noch an dem Rad festklammerten, in die tobende See. Johann hatte Glück. Er landete auf den Planken, wurde vom schäumenden Wasser mitgerissen. Seine Nägel kratzten übers Holz, splitterten, fanden keinen Halt, aber er blieb in der Reling hängen. Gleichzeitig hob eine riesige Woge den manövrierunfähigen Segler hoch, bis Bug und Heck frei hingen, und dann ging es in halsbrecherischer Fahrt die haushohe Wasserwand hinunter geradewegs in die Hölle.

Johann stürzte brüllend über das senkrecht stehende Deck hinab ins Meer. Fässer, losgerissene Planken, Taue, Eisenhaken

prasselten auf ihn herunter und drückten ihn unter Wasser, Strudel zogen ihn in die Tiefe, wirbelten ihn um und um, bis er das Gefühl für sich verlor, nicht mehr wusste, wo oben und unten war.

Man sagt, dass der Mensch in seinen letzten Minuten sein Leben an sich vorbeiziehen sieht und an seine Liebsten denkt. Johann aber war nur wütend auf sich selbst, dass er, getreu dem alten Seemannsbrauch, nie schwimmen gelernt hatte. Welch hanebüchener Unsinn war es, zu glauben, dass der Wassertod ein schneller und angenehmer war, kämpfte man nicht dagegen, sondern ließ ihn geschehen. Rotes Feuerwerk explodierte hinter seinen Augen, seine Lungen wollten schier platzen, bis er endlich in einem Wellental auftauchte und krampfhaft nach Luft schnappte. Aber schon baute sich der nächste Wasserberg über ihm auf. Und wieder schmetterte ein Brecher ihn bis auf den Meeresboden, schurte ihn über den Sand, zog ihm die Haut in Fetzen herunter und spuckte ihn wieder aus. Als sein Kopf die Wasseroberfläche durchbrach, sah er, dass sich am fernen Horizont der erste rosafarbene Schimmer des neuen Tages zeigte, und nun sah er auch, dass er nur noch einen Steinwurf vom Riff entfernt war.

Bevor er sich wehren konnte, erfasste ihn die Brandung und warf ihn auf die Felsen. Er packte zu, direkt, wie es ihm schien, in Millionen aufgestellter Messer. Er brüllte vor Schmerz und ließ wieder los, eine Entscheidung, die ihm das Leben rettete, denn als Nächstes landete er mit dem Gesicht nach unten auf festem Boden. Seine Hände vergruben sich im groben Sand. Mühsam öffnete er seine verklebten Augen. Er lag auf einem leicht ansteigenden Strand, der von dem Riff aus pockenbewachsenen, rund gewaschenen Felsen gegen die donnernde Brandung geschützt war. Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand. Von Port Natal und der kleinen Siedlung Durban war bis zum Horizont nichts zu entdecken.

Seine Knochen schrien nach Ruhe, er war überzeugt, sich nie mehr auch nur einen Zoll weiterbewegen zu können. Doch die nächste Welle kam und zerrte ihn schon wieder zurück in die brodelnde See. Noch einmal nahm er seinen ganzen Willen zusammen und kroch gegen den Sog des rücklaufenden Wassers

aufs Trockene, rollte herum und stemmte sich mit letzter Kraft auf seinen Ellbogen. Sein Blick strich übers Meer, suchte gegen alle Hoffnung seine Mannschaft. Jeden Einzelnen kannte er seit vielen Jahren, kannte ihre Frauen und Kinder. Sie waren seine Familie. Er suchte, bis ihm die Augen tränten. Er entdeckte niemanden. Der Ozean hatte sie alle verschlungen.

Erst nach Minuten brachte er den Mut auf, sich nach seinem Schiff umzusehen. Mit herausgerissenen Eingeweiden hing es, mitten in der schäumenden Gischt festgekeilt, auf den Felsen. Die Aufbauten waren vollkommen zerstört, in der Bordwand klaffte ein riesiges Loch. Mit stummer Verzweiflung beobachtete er, wie ein großer Teil der Ladung herausgespült und zum Spielball der Brandungsbrecher wurde. Welle auf Welle schlug gegen den Rumpf, brach Stück für Stück heraus, und langsam starb sein Schiff.

Als er es nicht mehr ertragen konnte, wandte er sich ab, barg seinen Kopf in den Armen und weinte. Er war so abgekämpft, so sterbensmüde, und der Schlaf lockte mit Ruhe und Vergessen. Er wehrte sich nicht mehr. Mit einem Rest seines Bewusstseins erinnerte er sich an Geschichten über Grausamkeiten der Schwarzen dieser Gegend gegen hilflose Fremde und die Furcht erregenden Dinge, die man ihm über menschenfressende Löwen und Leoparden, die hier in großer Zahl herumstreifen sollten, erzählt hatte. Er blinzelte hinauf zu dem undurchdringlichen Küstenwald, überlegte, ob die Raubkatzen sich tatsächlich auf den offenen Strand wagen würden, und schlief ein.

*

Die Sonne stieg und vertrieb die Sturmwolken. Der Orkan war jetzt nicht mehr als ein starker Wind und zog sich in den Süden zurück. Das aufgewühlte Meer beruhigte sich, die meterhohen Wogen schrumpften zu kabbeligen Wellen.

Als die Sonne im Zenit stand, wachte Johann Steinach auf und glaubte, ihm würde der Kopf platzen. Er lag noch immer auf dem Bauch am Strand, stellte er fest, obwohl er meinte, jetzt

näher am Rand des Buschs zu sein. Vorsichtig bewegte er Arme und Beine. Die Schmerzen, die dabei durch seinen Körper schossen, waren teuflisch und entlockten ihm ein Stöhnen, aber zeigten ihm immerhin, dass er offenbar noch im Besitz aller Gliedmaßen war. Auf seiner Haut waren Salz und Sand zu einer Kruste getrocknet, und auf jeder unbedeckten Stelle hatte die Sonnenhitze Blasen gezogen. Er war nackt bis auf seine Hose, die aber nur noch aus Fetzen bestand. Durch einen Schlitz seiner mit Salz und Schleim verklebten Lider versuchte er, seine Umgebung zu erkennen. Er spähte hinüber zu seinem Schiff. Es war verschwunden. Ein paar Holzplanken wirbelten in den Wellen herum, der Mast war angeschwemmt worden.

Er schielte nach vorn über den Sand, entdeckte Spuren unmittelbar vor seinem Gesicht und erstarrte wie vom Donner gerührt, als ihm klar wurde, dass es Fußspuren waren. Menschliche Fußspuren. Während er geschlafen hatte, waren Menschen gekommen, um ihn herumgegangen und vor ihm stehen geblieben. Ob sie sich wieder entfernt hatten, konnte er nicht ausmachen. Die übrigen Abdrücke waren verwischt. Er wagte nicht, sich zu rühren, tat so, als schliefe er noch, gewiss, von einer Horde feindseliger Schwarzer umringt zu sein. Fieberhaft überlegte er, wie er seine Haut retten konnte.

Da lachte jemand vergnügt, ein glucksendes Lachen tief in der Kehle, und er glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu können. Ohne den Kopf zu bewegen, schaute er sich verstohlen um. Und dann sah er die Füße, die diese Spuren gemacht hatten. Sie gehörten einem Burschen, der ein paar Schritte entfernt auf einem angeschwemmten Baumstamm hockte. Neben ihm lehnten ein Speer und ein kräftiger Stock mit einer soliden Holzkugel an einem Ende. Sonst trug er keine Waffe. Mit einem schnellen Blick in die weitere Umgebung vergewisserte Johann sich, dass der Junge allein war. Von schwarzen Horden war nichts zu sehen. Er setzte sich auf, unterdrückte stoisch jeglichen Schmerzenslaut. Man erzählte sich, dass diese Wilden die unglaublichsten Schmerzen klaglos ertrugen. Er wollte nicht gleich von Anfang an als Memme dastehen.

Sein Blick traf den des jungen Schwarzen, der ihn ohne Feindseligkeit ebenso neugierig betrachtete wie er ihn. Seine Muskulatur war gut ausgebildet, er hatte breite Schultern und die langen, sehnigen Beine eines Läufers. Johann schätzte ihn auf ungefähr sechzehn Jahre. Das Einzige, was er trug, waren Schnüre um seine Hüften, an denen vorn und hinten buschige Wildkatzenschwänze seine Genitalien verdeckten. Der Schwarze betrachtete ihn ruhig, und mit Unbehagen wurde Johann klar, was dieser vor sich sah.

Einen weißen Mann, hilflos im Sand liegend, mit verklebten Haaren, feuerrot verbrannter Haut und aus vielen kleinen Wunden blutend, bekleidet nur mit einer zerlöcherter Hose. Mit Sicherheit ein jämmerlicher Anblick. Die Zähne zusammenbeißend, drückte er sich auf die Füße und richtete sich zu seiner vollen Größe von sechs Fuß und vier Zoll auf. Auch der Junge stand auf, und Johann bemerkte zu seiner Genugtuung, dass dieser um gut einen Kopf kleiner war als er selbst. Reglos starrten sie sich an.

Plötzlich sprach der Junge ein paar Worte mit dunklen, lang gezogenen Vokalen in einer ruhigen Melodie. Dabei lächelte er, ein anziehendes, würdevolles Lächeln, das Johann veranlasste, unwillkürlich auch zu lächeln und einen Schritt auf den jungen Schwarzen zuzugehen.

»Guten Tag«, sagte er dann auf Deutsch, »mein Name ist Johann.« Dabei zeigte er auf sich und wiederholte seinen Namen. »Johann.«

Der junge Bursche schien sofort zu begreifen. Er legte eine Hand auf seine Brust. »Sicelo«, sagte er und trat ebenfalls einen Schritt näher.

Johann tat es ihm gleich, und nun trennte sie nur noch eine Armeslänge. Zögernd streckte er ihm seine Hand entgegen. »Sicelo?«

Der Junge musterte ihn mit ernstem Blick und lächelte wieder dieses wunderbare, unschuldige Lächeln. »Johann?«

Dann legte er seine Hand vorsichtig in die des Weißen.

Damit wurden sie Freunde, Johann, der Bayer, und Sicelo, der Zulu, und die Freundschaft sollte halten, bis der Tod sie schied.

KAPITEL 1

Er war schon betrunken, das wusste er, aber er trank weiter. Seit über einer Woche lag er in diesem Pestloch fest und hatte nichts Besseres zu tun, als sich Rum die Kehle hinunterzuschütten. Es gab keine Kneipen und keine Weibsbilder. Wie sollte ein Seemann das nüchtern ertragen? Mit den Backenzähnen, die Vorderzähne waren kürzlich bei einem Fall den Niedergang hinunter herausgebrochen, zog er den Korken aus der Flasche und spuckte ihn aus, stieß dabei das Glas vom Kartentisch. Jede Bewegung des Seglers ließ es mit dumpfem Ton über den Plankenboden rollen. Er bückte sich, ächzte, als ihm ein scharfer Schmerz in die Beine fuhr, und fing es ein. Das Geräusch ließ ihn an die Trommeln zum Jüngsten Gericht denken, der Schmerz erinnerte ihn daran, dass dieser Tag unaufhaltsam näher kam. Das wiederum führte seine Gedanken zu dem Häuschen in Husum, unter dessen dickem Rieddach er mit seiner Anna, seiner weißblonden, rosafarbenen, süß duftenden Anna, den Lebensabend zu verbringen gedachte, und nun gelangte er geradewegs zu der unangenehmen Tatsache, dass Monsieur bereits seit Sonnabend überfällig war.

An den Fingern zählte er die Tage ab. Heute musste Dienstag sein, die vierte Woche im April 1850, und Freitag wurde die *Carina* in São Paulo de Loanda erwartet, um Fracht aufzunehmen. So war es abgemacht. Sollte er nicht innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden Anker lichten, würde ihm das Geschäft in Loanda durch die Lappen gehen. Das lukrativste Geschäft seines Lebens. Elfenbein. Herrliches, schimmerndes Elfenbein, genug, um seinen Laderaum zu füllen. Sein Auftrag war es, die Ladung in Kapstadt an einen Mann zu übergeben, dessen Namen er nicht kannte. Nur ein Erkennungswort hatte man ihm mitgeteilt. Kotabeni. Es war nicht wahrscheinlich, dass so einer auf ihn warten würde.

Ohne seinen Anteil aber bliebe das Häuschen in Husum ein Luftschloss. Alles drohte nun den Bach hinunterzugehen, nur weil der Monsieur auf der Suche nach ein paar Ekel erregenden Würmern, die angeblich kein Mensch vor ihm je gesehen hatte, offenbar die Zeit vergaß. Hastig setzte er die Flasche wieder an; er machte sich gar nicht erst die Mühe, den Rum ins Glas zu gießen, erpicht darauf, diese düsteren Gedanken schnell zu ertränken und das Zittern seiner Hände zu beruhigen. Doch der Rum schmeckte nicht, und seine Hände bebten noch immer wie Espenlaub im Sturm.

An Deck gackerte das Huhn in seinem Stall. Es war das letzte von zehn Artgenossen, die anderen waren bereits im Suppentopf gelandet. Das kam noch dazu, er musste in Loanda Proviant auftreiben, vielleicht eins der kleinen Schweine, die in den Eingeborenendörfern herumliefen. Wochenlang schon wechselten sich zerkochtes Huhn und fader Fisch auf dem Speiseplan ab. Es hing ihm zum Hals heraus. Schwein würde eine nette Abwechslung darstellen. Einen Moment schwelgte er in der Vorstellung von Schweinskeule mit krosser Haut, Klößen und Kraut. Nicht verdammt wahrscheinlich! Die Haut würde graurosa und labberig sein und das Fleisch zerfasert, weil dieser unselige Smutje den Braten gesotten hatte, und das auch noch viel zu lange. Sehnsüchtig dachte er an Anna und ihre Kochkünste.

Missmutig begann er, seine Pfeife zu reinigen. Etwa zweihundert Seemeilen waren es von der Mündung des Kongo bis Loanda, sein Schiff lag noch einmal zwanzig Seemeilen den Fluss hinauf, seit längerem herrschte Flaute, und rechts und links dräute der stinkende Urwald. Vor Jahren war einer seiner Matrosen dort spurlos verschwunden, später berichteten Händler von Menschenfressern in diesem Gebiet. Ein Grund mehr, diesen Ort schleunigst zu verlassen. Mit dem Pfeifenstiel fuhr er über die Seekarte.

Selbst wenn er einen dieser schnittigen Clipper unterm Hintern hätte und nicht seine lahme *Carina*, würde es mehr als knapp werden. Erbittert hieb er beide Fäuste auf den Tisch. Das Glas sprang hoch, und die dunkelbraune Flüssigkeit ergoss sich

über seine kostbaren Karten. Fluchend wischte er alles auf den Boden. Das Glas zersplitterte mit einem Knall, und seine Wut auf den Mann, der sein Schiff gechartert hatte, stieg. Es half nichts, er musste mit der Tochter sprechen.

»Verflucht, verflucht, dreimal verflucht«, knurrte er, schüttete noch ein paar Schlucke hinunter. Er setzte die Flasche unsanft auf den Tisch, fuhr sich mit der Hand über den Mund und wischte sie in seinem Bart ab. Sein Kopf war dumpf, die Glieder waren schwer, Hemd und Hosenbund schweißnass. Diese gottverfluchte Hitze, die Mücken, die ständigen Fieberanfälle setzten ihm zu. Und dieses Mädchen da oben an Deck.

Über seinem Kopf hörte er sie hin- und herlaufen. Aufgeregte Schritte, hart, als wollte sie die Planken zerhacken. Ein zarter Engel war sie, mit hellblauen Augen, ihre Taille konnte er leicht mit seinen Pranken umfassen, aber, zum Teufel auch, sie hatte ein Rückgrat aus Stahl und ein Temperament, das ihm gegen seinen Willen Respekt einflößte. Seine Autorität als Kapitän schien sie nicht im Geringsten zu beeindrucken, wie sie überhaupt eine sehr freie Art hatte, mit Männern umzugehen. Laut zugeben würde er es nie, nur sich selbst gestand er ein, dass er sich gegen sie einfach nicht durchsetzen konnte, jedenfalls nicht mit Worten.

Aber wie sollte sie anders sein, wenn sie fast ihr ganzes Leben nur unter Männern verbracht hatte? Vor zwei Jahren hatte der Vater die *Carina* schon einmal gechartert und seine Tochter mitgenommen. Damals hatte sie ihm erzählt, dass sie ihren Vater seit ihrem fünften Lebensjahr auf seinen Reisen begleitete. Es hatte ihn entsetzt. Bei ordentlichen Leuten gehörte ein junges Mädchen doch ins Haus, in die Obhut von Frauen, um Weibersachen zu lernen, nicht zwischen einen Haufen grobschlächtiger Kerle und gepökelter Tierleichen, wie der Vater sie überall in seiner Kabine stehen hatte.

Solange sie auf See waren, vergrub der Herr Baron sich in seinen Büchern und Experimenten, aß und trank, ohne zu wissen, was, beachtete sein eigen Fleisch und Blut nicht mehr als ein Stück Möbel. Kaum waren sie am Reiseziel angekommen, schlug

er sich mit diesem schwarzen Teufel, der ihm wie ein Schatten folgte, in den Busch und überließ seine Tochter ihrem Schicksal. Sie blieb an Bord zurück, oft länger als eine Woche am Stück, hatte niemanden zum Gefährten als ihre Gouvernante, dieses bleichgesichtige, ewig nörgelnde Fräulein, und einen Stapel dicker Bücher. Und seine Besatzung. Und die war weiß Gott kein Umgang für eine junge Dame.

Kürzlich, als seine Männer voll von billigem Fusel vom Landgang zurückkehrten, hatte er Bemerkungen gehört, die sich mit dem Äußeren des Mädchens beschäftigten, ihrem Körper und dem, was sie gern damit gemacht hätten. In allen Einzelheiten hatten sie es beschrieben. Dem, der am lautesten schwadronierte und am dreckigsten lachte, hatte er eins mit dem Tampen übergezogen und den anderen angedroht, sie den Haien zum Fraß vorzuwerfen. Wie eine getretene Hundemeute waren sie knurrend zurückgewichen, aber sie hatten Witterung aufgenommen, das war ihm klar. Ohne ein drastisches Exempel zu statuieren, konnte er die Männer nicht mehr lange in Schach halten. Kurzum, dieses Mädchen war Gift für sie alle. »Bei Gott«, schwor er sich, »nach dieser Reise kommt mir nie wieder ein Frauenzimmer auf mein Schiff, gegen kein Geld der Welt.« Seit er in diesem Höllenloch vor Anker lag, hatte er angefangen, mit sich selbst zu reden.

Heftig sog er an seiner Pfeife. Und dabei hatte er geglaubt, dass bessere Leute ein Gefühl für Anstand und Sitten hätten, wussten, was sie taten, besonders die, die einen Titel vor ihrem Namen trugen wie der Herr Baron Louis le Roux. Auch wenn es nur ein kleiner Titel war, zu dem kein bedeutender Landbesitz gehörte. Das hatte ihm die Gouvernante gesteckt. Er verdrehte die Augen zur Decke. Noch immer rannte das Mädchen an Deck hin und her. Seit dem Verschwinden ihres Vaters schien sie kaum noch zu schlafen, das hieß, dass auch sie sich Sorgen machte. Nicht gerade beruhigend für ihn.

»Und jetzt werde ich mir die Dame einmal vorknöpfen.« Entschlossen schob er seinen Stuhl zurück und erhob sich schwerfällig. Wenn Geld auf dem Spiel stand, konnte er sich kein Mit-

leid leisten. Mit niemandem. Mit einem Ruck zog er seine Hose unter seinem Hängebauch stramm, schnippte die Hosenträger zurecht und stärkte sich noch schnell mit einem Schluck Rum, ehe er seine Kajütentür öffnete und die enge Stiege empor-klomm. Gleich als er die Luke hochschob, sah er sie.

Catherine le Roux stand mittschiffs, ihre Arme hielt sie über der Brust verschränkt, den Kopf an den Mast zurückgelehnt. Ihr klares Profil, die lange Kurve ihres Halses zeichneten sich scharf gegen das im frühen Morgenlicht flirrende Grün des Regenwaldes ab. Auf der letzten Reise war sie ein schmales, dünnes Mädchen gewesen, jetzt stand eine junge Frau vor ihm, mit vollen Brüsten, einer atemberaubenden Taille und weich geschwungenen Hüften. Ihre Schönheit versetzte ihm einen Stich, stachelte aber gleichzeitig seinen Zorn an. Darauf, dass sie jung war, darauf, dass sie schön war, und darauf, dass sie für ihn und seinesgleichen so unerreichbar bleiben würde wie ein funkeln-der Stern am Nachthimmel.

Doch statt sie an dieser langen, glatten Kehle zu packen, sie zu schütteln, bis sie ihm willenlos in die Arme sank, knöpfte er seine Jacke über dem Bauch zu und räusperte sich vernehmlich. »Also, ich hoffe, Ihr Vater wird beizeiten zurückkommen, Fräulein le Roux«, begann er und beschattete seine Augen gegen die aufgehende Sonne mit der einen Hand, während er mit der anderen wichtig nach Westen zur Mündung des großen Stroms deutete. »Sehen Sie die Wolken, die sich über dem Meer auftürmen? Die sind tückisch. Das Wetter wird umschlagen. Ich will hier weg«, knurrte er und zog an seinem schwarzen Bart.

Schon bei seinen ersten Worten hatte sie sich heftig umgewandt. »Was wollen Sie?« Schweres Haar schwang wie glänzend schwarze Seide, hellblaue Augen packten ihn.

Ihre schroffe Art ärgerte ihn gewaltig. Er stemmte seine Arme in die Seiten. Wenn sie Streit suchte, den konnte sie haben. »Dieses verfluchte Pestloch ist mir unheimlich, hier ist etwas anders als sonst. Das fühle ich. Ich habe heute Nacht Stimmen gehört, da bin ich mir sicher. Als ob jemand geschrien hätte, und dabei haben die ganze Zeit die verwünschten Trommeln gedröhnt.«

Er bewegte die Schultern, als fürchtete er, dass ihn jede Sekunde jemand von hinten anspringen könnte. Sein Blick lief den Fluss entlang über den dichten Urwald. »Wie eine Mauer ist dieser verdammte Wald.«

Catherines Augen strichen über das schattige Ufer. Mangroven bildeten die erste Barriere, dahinter wuchs ein Wall von dichtem Gestrüpp, niedrigen Bäumen und großblättrigen Schlingpflanzen. Darüber, hoch wie Türme, erhoben sich die Regenwaldriesen. Weiße Nebelfetzen trieben durch ihre Kronen, als tanzten dort Geister.

»Wenn die Flut steigt, laufen wir aus. Wir müssen weiter, ich bin jetzt schon hinter den Zeitplan zurückgefallen«, grollte er, runzelte die schwarzen Brauen und streckte den Kopf auf eine Weise vor, wie er es zu tun pflegte, wenn er einen seiner Leute einschüchtern wollte.

Doch Catherine war vertraut mit Männern wie ihm. Auf ihren ausgedehnten Reisen waren ihr zahlreiche seiner Art über den Weg gelaufen. Den rauesten Matrosen konnte er in Schach halten, das hatte sie beobachtet, auch hatte sie gesehen, wie er mit gewissen Frauen umging. Er hatte sie angebrüllt und sogar geschlagen, und sie hatten sich ängstlich vor ihm geduckt. Ihr gegenüber benahm er sich jedoch linkisch, sprach lauter als sonst und zeigte mit jeder ungeschickten Geste, wie unwohl er sich in ihrer Anwesenheit fühlte.

Sie hob ihr Kinn, drückte das Rückgrat durch und brachte es fertig, ihn von oben herab anzuschauen, obwohl sie ihm nicht einmal bis zum Kinn reichte. »Das werden wir nicht. Wir bleiben hier, bis mein Vater zurückgekehrt ist. Ich muss Sie bitten, sich bis dahin in Geduld zu fassen. Falls diese Verzögerung sich in extra Tagen niederschlagen wird, werden Sie auch extra Charter erhalten. Sie werden nichts verlieren, das wissen Sie.« Ihr kühler Ton zog eine eindeutige Grenze. Mit diesem Menschen die Sorge um ihren Vater zu teilen war so unvorstellbar für sie, als würde sie ihn in ihr Haus einladen.

Vor sechs Tagen war ihr Vater in Begleitung von César, dem schweigsamen, braunen Mann vom Niger, den Kongo hinaufge-

paddelt. Nach drei Tagen wollte er zurück sein; er hatte ihr versprochen, dass sie ihn danach zu einer der zahlreichen kleinen Inseln begleiten dürfe, um Sumpfvögel zu zeichnen. Und was er versprach, das wusste sie, hielt er. Immer. Papas Versprechen war einer der unverrückbaren Ecksteine ihres bisherigen Lebens gewesen. Dass er dieses Versprechen gebrochen hatte, konnte nur Schlimmes bedeuten. »Ich bin sicher, wir haben uns verstanden.« Nachträglich versuchte sie, ihre harschen Worte mit einem winzigen Lächeln zu mildern.

Der Kapitän deutete es prompt falsch und tobte inwendig. Für die hochnäsige Baronesse le Roux war er doch nur ein Fliegen-dreck unter ihren Schuhen. Aber er suchte sich zu beherrschen. »Ihr Herr Vater hat das Schiff nur für eine Woche gechartert, und die ist vorbei. Weiter südlich wartet Ladung auf mich. Wenn wir zu spät einlaufen, werde ich viel Geld verlieren, und mein Ruf wird ruiniert sein.« Seine Worte waren höflich, seine Haltung allerdings zeigte das Gegenteil. Er stand dicht vor ihr, die Hände drohend in die Seiten seines aufgedunsenen Bauches gestemmt, überragte er sie um Kopfeslänge. Mit jedem Atemstoß blies er ihr Rumdunst ins Gesicht. Ein Matrose wäre vor ihm in die Knie gegangen.

Catherine wich nicht zurück, nicht um ein Jota, aber das Lächeln verschwand, als wäre es ausgelöscht. »Ich erwarte meinen Vater noch heute zurück. Da Sie wohl kaum ohne ihn segeln können, werden Sie also warten, und zwar so lange, wie es dauert!« Schwarzes Haar flog, der hellblaue Rock wirbelte, Waden blitzten. Sie knallte die Luke zu und lief hinunter zur Kabine von Wilma, ihrer entfernten Kusine, die ihr Vater als ihre Gouvernante engagiert hatte. Mit irgendjemandem musste sie reden, und wenn es eben nur mit Wilma war. Dieser ungezogene Mensch wurde wirklich immer unerträglicher.

»Großes Maul und nichts dahinter.«

Sie blieb abrupt stehen. Die heisere Stimme in ihrem Kopf kam aus einer anderen Welt. Grandpère Jean! Sie presste die Lider zusammen, spürte die plötzliche Nässe an den Wimpern. Mein Gott, wie sehr sie ihn vermisste. Seit zwei Jahren war er tot,

und mit ihm hatte sie ihren einzigen wirklichen Freund, ihren Ratgeber in allen Lebenslagen verloren. Grandpère mit den schwarzen Koboldaugen, der stets für sie da war, sie mit seinen Späßen zum Lachen brachte und ihr das Leben erklärte, wenn es ihr unverständlich war. Zum Schluss, als seine Zeit auslief, hatte er sich nicht mehr aus seinem großen Lehnstuhl gerührt, ein eingetrocknetes Männchen mit Pergamenthaut und Skeletthänden, aber seine Augen hatten vor Lebensfreude gefunktelt bis zu dem Moment, als er sie für immer schloss. Ihre Wange in seine Hand geschmiegt, hatte sie vor ihm gekniet, und als seine Lider sich senkten, sein Griff erschlaffte und sie allein zurückblieb, bekam ihr Herz einen Sprung, der nie wieder heilte.

»Ich melde mich bei dir«, waren seine letzten Worte zu ihr gewesen, und seitdem hörte sie oft seine scharfzüngigen Kommentare, so als stünde er neben ihr. Manchmal glaubte sie wirklich, dass er gleich um die Ecke kommen würde. Mit seinen eigenartig hüpfenden Schritten, das schütterere Haar altmodisch mit einer Samtschleife im Nacken zusammengefasst, wie immer spöttisch in sich hineinlachend, als wüsste er mehr von der Welt als seine Mitmenschen.

»Du hast nicht nur die Schönheit deiner Großmutter, du bist auch, wie sie war, leicht wie der Wind«, sagte er stets, »nicht wie diese schwerfälligen Menschen hier aus dem Norden. Du gehörst in ein Sonnenland.«

Er hatte sich in diesem kalten Land – wie er es nannte, und er meinte nicht nur das Klima – nie wirklich eingelebt. Obwohl er nach 1789 wieder nach Frankreich hätte zurückkehren können, tat er es nicht, auch nicht nach dem Tod von Grandmère, denn als Catherine erst fünf Jahre alt war, starb ihre Mutter. Ihr Vater war auf Forschungsreise gewesen, als es passierte. Grandpère fing sie auf, umsorgte sie, beantwortete ihre Fragen und trocknete ihre Tränen mit Geschichten aus der Provence, seiner warmen Heimat, die er immer im Herzen trug.

»Dort haben deine Grandmère und ich unsere ersten Jahre verbracht, dort waren wir glücklich.« Mehr als einmal schimmerten bei diesen Worten Tränen in seinen Augen. Er redete

stets französisch mit ihr, denn sein Deutsch war immer noch holprig, und so wurde es die Sprache ihrer Kindheit, die Sprache der Geborgenheit und ihrer schönsten Erinnerungen.

Mit seinem Sohn Louis allerdings konnte er nicht viel anfangen. »Erbsenhirn, Schmetterlingsmörder«, lästerte er. »Außerdem stinkt er gar grässlich nach den Dämpfen seines Labors, als wäre er selbst eins von seinen eingemachten Tieren.« Grandpère Jean parfümierte sich stets mit würzigen Essenzen, die nach Holz, frischem Tabak und ein wenig nach Thymian rochen.

In Gedanken schmiegte sie sich in seine Arme, aber es war ihr nicht vergönnt, sich dort auszuruhen. Ein fürchterliches Geräusch, ein qualvolles Würgen, als würde jemand sein Innerstes von sich geben, holte sie zurück. Mit einem Anflug von Widerwillen presste sie die Lippen zusammen, klopfte sachte an Wilmas Tür und öffnete sie gleich darauf. Es war dunkel in der niedrigen Kabine, stickige, feuchte Luft schlug ihr entgegen, ein säuerlicher Geruch nach Erbrochenem, der sie zum Husten reizte. Der dumpfe Brodem von Krankheit und ungewaschenem Körper. Nur verhalten atmend durchquerte sie den schmalen Raum, entfernte die Decke, die vor dem winzigen Bullauge hing, und öffnete es. Wilma hielt es aus Angst, dass krankheitsgeschwängerte Dünste von draußen sie vergiften könnten, immer geschlossen. Leise trat Catherine an die enge Koje heran, auf der Wilma vollständig angezogen dahingestreckt lag, und schob den Eimer, der neben ihr auf dem Boden stand, mit dem Fuß weg. Die scharf riechende Brühe darin schwappte über. Sie kräuselte die Nase. »Wie geht es dir?«, fragte sie.

Ein schwaches Stöhnen war die Antwort. Seit sie das Schiff betreten hatte, warfen starke Anfälle von Seekrankheit Kusine Wilma immer wieder auf die Koje, sodass sie ihre dreifache Aufgabe als Gouvernante, Gesellschafterin und Lehrerin kaum erfüllen konnte. Eine Tatsache, die Catherine sehr gelegen kam. Die Grenzen, die ihr Wilma ständig setzte, beengten sie wie Korsettstäbe. Sie war in einem kleinen quadratischen Haus bei Ratzeburg aufgewachsen, und klein und quadratisch war ihre moralische Welt. Sie strich der Leidenden die nassen Haare aus dem Gesicht.

»Willst du nicht ein wenig aufstehen? Ich werde den Smutje anweisen, dir eine Suppe zu kochen, oder möchtest du einen Tee?«

»Um Himmels willen, Welch ein Gedanke«, würgte Wilma hervor, presste die Hand auf den Mund und schielte dabei nach dem Eimer. Grauviolette Ringe auf käsig weißer Haut ließen ihre Augen wie verschmierte Tintenflecken aussehen, die sonst rötlich blonden Haare schlängelten sich dunkel vor Schweiß auf Stirn und Wangen.

»Du solltest mal aus deinem Loch hervorkriechen und frische Luft atmen, dann ginge es dir sicher besser.« Catherine versuchte, ihre Ungeduld zu verbergen. Wie konnte man sich nur so gehen lassen!

Wilmas Antwort auf diesen Vorschlag war ein entsetzter Blick aus aufgerissenen Augen und unterdrückte Würgeräusche.

Ihre junge Kusine seufzte verstohlen. »Ach bitte, Liebe, ich langweile mich so ungemein. Ich habe bereits alle Bücher gelesen, die wir mitgebracht haben, einige davon schon zweimal, und alle Aufgaben gelöst, die du mir gestellt hast. Außerdem ist die *Carina* ein kleines Schiff mit bescheidenen Möglichkeiten der Ablenkung.« Die Sorge um ihren Vater gedachte sie vorläufig für sich zu behalten. Ihre Gouvernante neigte zu theatralischen Reaktionen.

Die Kranke streckte eine zittrige Hand aus und deutete auf ihre Reisetasche. »Nimm dir den Zeichenblock und versuche dich daran, die Natur abzubilden, wie ich es dir gezeigt habe, nicht dieses unordentliche Gekleckse, das du immer zu Papier bringst. Du hast noch viel zu lernen. Oder schreib dein Tagebuch, das magst du doch so gerne, nur lass mich bitte in Frieden sterben.« Sie sank zurück. »Diese Miasmen, diese stinkenden, tödlichen Dünste, die sich aus dem Sumpf erheben ...« Ermattet legte sie ihre Hand auf die bleiche Stirn. »Ich bin sicher, dass das Wechselfieber sich bereits meiner bemächtigt hat. Ich fühle, dass mein Schöpfer mich ruft.« Ihre Stimme erstarb.

»Unsinn, du bist seekrank, das ist keine Malaria«, lachte Catherine, wischte sich mit einem Tuch den Schweiß vom Ge-

sicht und tupfte ihren Hals trocken. »Du stirbst sicher nicht. In den nächsten Tagen werden wir im Hafen ankern, wo das Wasser ruhiger ist als mitten im Fluss, und du wirst sehen, dir wird es sofort besser gehen.«

»Nur jemand, der noch nie seekrank war, kann so herzlos daherreden«, hauchte Wilma.

Reumütig zog Catherine das zerknüllte Laken zurecht. »Du hast Recht, ich bin da besser dran als du. Verzeih mir, liebste Wilma, ich werde mich nie wieder über dich lustig machen. Da auch mein Vater nie davon geplagt wird, habe ich leider kein Mittel gegen die Seekrankheit. Es soll da ein wunderbares Pulver aus England geben, vielleicht können wir es im nächsten Hafen bekommen. Aber ich werde dir gleich etwas von Papas Chinarindenpulver geben, das beugt dem Wechselfieber vor. Es ist entsetzlich bitter, also muss es sehr wirksam sein.« Sie bückte sich und hob den vollen Eimer hoch. »Lass mich den Eimer für dich ausleeren, der Gestank macht dich ja noch kränker.« Das Gesicht abgewandt, trug sie den Eimer am ausgestreckten Arm.

»Catherine«, keuchte ihre Gesellschafterin, »welcher Tag ist heute? Sollte dein Vater nicht schon längst aus den Sümpfen zurückgekehrt sein?« Leise jammernd befreite sie sich von dem zerwühlten Laken, richtete sich halb auf und fuhr sich durch die wirren Haare. »Da wird doch nichts passiert sein? Um Himmels willen, Catherine, es soll hier Kannibalen geben ...« Ihre Stimme stieg, brach und versickerte dann, ihre wässrigen Augen wurden riesig, die Haut unter der durchsichtigen Blässe grünlich. Schwer atmend fiel sie zurück in die Kojе.

Catherine setzte den stinkenden Eimer wieder ab. »Hör auf«, befahl sie harsch und schob das Bild weg, das ihr bei diesen Worten plötzlich vor Augen stand. Es stammte aus einem der Abenteuerbücher ihres Vaters und zeigte einen dampfenden Kochkessel, in dem ein weißer Mann bis zum Hals in brodelnder Brühe hockte, das Gesicht von Schmerz verzerrt, den Mund zum Schrei aufgerissen, während zwei nackte, schwarzhäutige Wilde teuflisch grinsend die dampfende Suppe umrührten, aus der hier ein Fuß ragte und dort ein Bein. »Kannibalen bei der Vorbe-

reitung ihrer Mahlzeit« war der Titel gewesen. »Hör auf!«, wiederholte sie. »Das ist alles Humbug.«

»Du hast Angst, nicht wahr? Deswegen bist du so reizbar. Ich kenn dich doch.« Wilmas Ton war vorwurfsvoll.

Mit gesenktem Kopf blieb Catherine stehen. »Ja«, gab sie endlich mit dünner Stimme zu. »Aber ich will nicht darüber reden.« Sie hob den Eimer wieder auf und öffnete die Tür.

»Du darfst nicht mit bloßen Schultern herumlaufen«, erreichte sie der matte Protest ihrer Lehrerin noch. »Es ist nicht schicklich, und deine schöne Haut wird verbrennen, schwarze Flecken bekommen und sich dann ablösen ... und zieh deine Schuhe an ... Catherine!«

Unsanft schob Catherine die Tür ins Schloss, um die quengelige Stimme nicht mehr hören zu müssen. Im engen Gang drückte sich der Schiffsjunge an ihr vorbei. Sie hielt ihn am Ärmel fest und gab ihm den Eimer. »Hier, schütte das über Bord, wasch den Eimer aus und bringe ihn Fräulein Jessel wieder.« Der Schiffsjunge tummelte sich, und sie warf die Tür ihrer Kabine krachend hinter sich zu. Typisch Wilma, sie glaubte zu sterben, machte sich aber Gedanken um schickliche Kleidung. Ihrer Vorstellung nach hatten junge Damen hoch geschlossene Kleider, Unterröcke und Lederschuhe mit wollenen Strümpfen zu tragen, auch wenn die Sonnenhitze ein aufgeschlagenes Ei gerinnen ließ. Wäre sie als Junge geboren worden, dann könnte sie Hosen tragen und ein Hemd mit kurzen Ärmeln, in dieser Hitze könnte sie sogar den Oberkörper vollkommen entblößen, den Wind und die Sonne auf ihrer Haut spüren. Welch himmlische Vorstellung. Die Ungerechtigkeit der Welt verdunkelte ihr Gemüt.

Spontan hob sie die Zipfel ihres langen Rocks und band sie über ihrer Hüfte fest, genoss den Luftzug, der ihre nackten Beine hochstrich. Zu Wilmas immer währendem Entsetzen trug sie an Bord nie einen Unterrock. Aus einer Kanne goss sie Wasser in die Waschschüssel, tunkte den Schwamm hinein und befeuchtete Hals, Arme und Beine. Es kühlte wunderbar.

»Du wirst ein schlimmes Ende nehmen«, zischte eine Stimme in ihrem Kopf.



Stefanie Gercke

Schatten im Wasser

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 768 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-47024-8

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2005

Eine unglückliche Affäre und die unbändige Sehnsucht nach Freiheit führen die junge und unangepasste Catherine le Roux 1849 nach Afrika. Sie begegnet einem Land, in dem der Tod genauso allgegenwärtig ist wie die Schönheit und der Reichtum der Natur.

Wie schon in ihrem Bestseller „Ein Land, das Himmel heißt“ schafft Stefanie Gercke beim Leser das unwiderstehliche Gefühl, mittendrin zu sein. Ihre neue, große Afrika-Saga ist faszinierend realistisch, hochspannend und sinnlich zugleich.